

ROBERT AICKMAN

SUB
ROSA

SÄMTLICHE ERZÄHLUNGEN – BAND 3

Übersetzt von Usch Kiausch

Mit einer Einführung von
R. B. Russell

FESTA

Die Reihe FESTA WEIRD FICTION
wird herausgegeben von Andreas Fliedner.

1. Auflage Dezember 2024
Copyright © dieser Ausgabe 2024
by Festa Verlag GmbH, Leipzig
›Einführung‹ © R. B. Russell, 2010/2013
Copyright der Texte von Robert Aickman
© by The Estate of Robert Aickman, 2024
Copyright aller anderen Texte bei den jeweiligen Autoren
Titelbild: Louis Finson, *The Four Elements*, 1611
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

Einführung	11
Ravissante	19
Das innere Zimmer	71
Besuche niemals Venedig	125
Der ungeklärte Staub	177
Die Häuser der Russen	251
Nicht stärker als eine Blume	303
Die Gästeführer	327
In den Wald	347
Anmerkungen des Autors	433
Anhang	
Rosamunds Schlupfwinkel	439
Einführung zu <i>The Fourth</i> <i>Fontana Book of Great Ghost Stories</i>	481
Originaltitel und Erstveröffentlichungen	491

Für Miranda

Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist
das Erstaunen; und wenn ihn das Urphänomen
in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden. Ein Höheres
kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres
soll er nicht dahinter suchen. Hier ist die Grenze.

Johann Wolfgang von Goethe

Einführung

von R. B. Russell

Während seiner Laufbahn als Schriftsteller betätigte sich Robert Aickman erfolgreich als Herausgeber und Rezensent, schrieb Sachbücher, versuchte sich an mehreren Romanen, tat sich jedoch besonders durch das Verfassen ›seltsamer‹ Kurzgeschichten hervor. In diesen Geschichten führt er eine Welt vor, in der sich Unerklärliches, Gespenstisches und Makabres ereignet, doch Ursprung und Bedeutung solcher unerwarteten Phänomene bleiben im Dunkel. Häufig scheint das Geschehen übernatürlicher Art zu sein, aber das allein reicht als Erklärung nicht aus. Offenbar müssen wir den seelischen Zustand von Aickmans Protagonisten berücksichtigen, um die Andeutungen in seinen Geschichten vollständig zu begreifen. Eine Untersuchung ihres Unterbewusstseins scheint weiterzuhelfen, aber auch diese Herangehensweise befriedigt nicht ganz. Folglich bietet es sich an, *beide* Triebkräfte – die des Übernatürlichen und die der Psyche – in Betracht zu ziehen. Allerdings führt das nicht selten zu widersprüchlichen Resultaten. Aickman scheint uns zwar mehr als genug Schlüssel zu den Rätseln seiner Geschichten in die Hand zu geben, dennoch erklären diese Schlüssel nicht alles, was darin geschieht.

Es überrascht nicht besonders, dass Robert Aickman unkonventionelle Geschichten schrieb, denn auch sein Leben verlief unkonventionell. Er wurde am 27. Juni 1914 in London geboren und trat ursprünglich in die Fußstapfen seines exzentrischen, wenig lebens-tüchtigen Vaters, der als Architekt tätig war. Bis zum Zweiten Weltkrieg führte Aickman das Leben eines Bohemiens. Er hatte nur wenige Freunde und kaum Geld. Er half im geschäftlich angeschlagenen Archi-tekturebüro seines Vaters aus und hoffte, Schriftsteller zu werden. Anscheinend interessierte ihn damals vor allem das Theater – und die Begegnung mit interes-santen Frauen.

Aickman war ein Gegner des kommenden Krieges. Als Pazifist und Wehrdienstverweigerer musste er sich vor einem Militärtribunal rechtfertigen. Man stellte ihn daraufhin nicht nur vom bewaffneten Kampf, sondern auch von allen anderen Kriegsdiensten frei.

Als sein Vater 1941 starb, erbte er das Haus der Fami-lie und erhielt eine kleine Privatrente. Er heiratete Edith Ray Gregorson und versuchte erfolglos, einen Verlag für ein umfangreiches philosophisches Werk mit dem Titel *Panacea* zu finden, das er verfasst hatte.

Aickman und Ray gründeten eine Literaturagentur, die sie zu Ehren von Aickmans Großvater, Verfasser des berühmten Horror-Romans *The Beetle*, Richard Marsh Ltd. taufte. Damals schrieb Aickman Dramen und Filmrezensionen, beschäftigte sich daneben jedoch bereits mit übernatürlichen Phänomenen.

Während der späten Kriegsjahre las er das autobio-grafisch inspirierte Buch *Narrow Boat* von L. T. C. Rolt, das sein Interesse an den englischen Kanälen weckte. Ein

persönliches Treffen mit Rolt führte zur gemeinsamen Gründung der Inland Waterways Association, einer Organisation, die sich für die Erhaltung des englischen Systems von Binnenkanälen einsetzte. In den folgenden Jahren war es die Tätigkeit für diese Organisation, die Aickman öffentliche Aufmerksamkeit einbrachte. Unerwartet profitierten beide Gründer der Inland Waterways Association auch in schriftstellerischer Hinsicht von ihrem Engagement. Aickmans literarischer Agentur gelang es, einen Verlag für Rolts Buch *Sleep No More*, eine Sammlung von Geistergeschichten, zu finden. Außerdem stellte die Inland Waterways Association eine Sekretärin namens Elizabeth Jane Howard ein, die Aickman sowohl durch ihre Schönheit wie durch ihre literarischen Interessen faszinierte. Die Richard Marsh Ltd. fand einen Verleger für Howards ersten Roman *The Beautiful Visit*, und Aickman und Howard wurden ein Liebespaar. Zusammen schrieben sie sechs Geschichten für Aickmans erste Buchveröffentlichung, die 1951 unter dem Titel *We Are for the Dark* erschien. Die darin enthaltenen seltsamen Geschichten prägten die Tonalität der folgenden Arbeiten Aickmans. Allerdings konzentrierte er sich erst in den 1960er-Jahren stärker auf das Schreiben und Publizieren unheimlicher Erzählungen. In den 1950er-Jahren galt sein vorrangiges Interesse noch der IWA und ihren Kampagnen zur Bewahrung der englischen Binnenkanäle, und er veröffentlichte zwei populäre Sachbücher zu diesem Thema. Außerdem übernahm er den Vorsitz der London Opera Society und eines freien Ballettensembles namens Ballets Minerva.

Fahrt nahm Aickmans Karriere als Verfasser von *strange stories* – ›seltsamen‹ Geschichten – in den

frühen 1960er-Jahren auf, als der Literaturagent, Verlagsmitarbeiter und Herausgeber Herbert van Thal auf Aickmans Erzählung ›Ringing the Changes‹ aufmerksam wurde. Van Thal erreichte 1964 die Veröffentlichung von Aickmans Roman *The Late Breakfasters* und des Kurzgeschichtenbandes *Dark Entries*. Darüber hinaus begann Aickman, die erfolgreiche Reihe der *Fontana Books of Great Ghost Stories* herauszugeben. 1964 folgte die Erzählungssammlung *Powers of Darkness*.

Die Sammlung *Sub Rosa*, 1968 veröffentlicht, zeigt den Autor auf dem Gipfel seiner Schaffenskraft. Sie enthält traditionelle Geistergeschichten wie ›Die Häuser der Russen‹ und ›Der ungeklärte Staub‹, doch es ist nicht zu übersehen, wie sonderbar und unkonventionell sie durch Aickmans Erzählweise ausfallen. Der fortwährend rieselnde übermäßige Staub bildet einen surrealen Gegenpol zu der mit ihm verbundenen Geistergeschichte. In ›Der ungeklärte Staub‹ geht es genauso sehr um die Beziehung der weiblichen und männlichen Personen zueinander und die schmerzlichen sexuellen Spannungen zwischen ihnen wie um die Gespenster, von denen sie heimgesucht werden.

Eine exzessivere Sexualität durchdringt die Erzählung ›Ravissante‹, in der die Beziehungen der anwesenden und abwesenden Akteure zueinander durchweg mit einem Fragezeichen versehen sind. In der Geschichte ›Die Gästeführer‹ ist das Verhältnis zwischen den verschiedenen jungen Leuten, denen der Besucher einer flandrischen Kathedrale begegnet, und der beängstigenden Gestalt, die zu Beginn kurz auftaucht, noch schwieriger zu bestimmen.

Andere Geschichten in *Sub Rosa* stellen die Misere des Individuums in den Mittelpunkt: ›Nicht stärker als eine Blume‹ ist insofern eine klassische Aickman-Geschichte, als nie ganz deutlich wird, gegen wen oder was die Protagonistin Nesta in ihrem Schönheitswahn eigentlich kämpft. Auch die Erzählung ›Das innere Zimmer‹ handelt von persönlichen Ängsten, die sich auf sehr unterschiedliche Weise deuten lassen.

In den 1970er-Jahren veröffentlichte Aickman zwei weitere Erzählungssammlungen, *Cold Hand in Mine* und *Tales of Love and Death*, die sowohl bei der Leserschaft als auch bei den Rezensenten ein positives Echo fanden. Gegen Ende seiner schriftstellerischen Laufbahn wurde Aickman mit zwei in der Welt der Fantastik renommierten Preisen ausgezeichnet. 1975 erhielt er für die Geschichte ›Pages From a Young Girl's Journal‹ den World Fantasy Award und 1981 für ›The Stains‹ den British Fantasy Award. Die letzte Sammlung seiner Kurzgeschichten, die Aickman in gedruckter Form sah, war *Intrusions: Strange Tales*, die 1980 erschien.

1980 war auch das Jahr, in dem bei Aickman Krebs diagnostiziert wurde. Er verweigerte die übliche medizinische Behandlung und wurde zu Hause von verschiedenen Freundinnen gepflegt. Am 26. Februar 1981 starb er in einem Krankenhaus. Aickmans Verleger Victor Gollancz veröffentlichte 1985 *Night Voices*, eine posthume Zusammenstellung von Kurzgeschichten Aickmans. Im Laufe der folgenden drei Jahrzehnte erschienen immer wieder Sammlungen von Aickmans Erzählungen. Phasenweise waren viele seiner Werke allerdings vergriffen und seine Bücher wurden zu praktisch unerschwinglichen Sammlerstücken. Das Interesse

an seinem Werk ist jedoch lebendig geblieben und in den letzten zehn Jahren haben sich sowohl Literaturkritiker als auch Fans der unheimlichen Fantastik eingehend mit ihm befasst.

Nicht alle Kommentatoren haben sich von Aickmans Art des unheimlichen Erzählens überzeugen lassen. Zweifelsohne gelingt es seinen Geschichten, bei der Leserschaft Unsicherheit und Unbehagen auszulösen. Allerdings ziehen manche nüchtern denkende Menschen Geschichten mit einem befriedigenden ›schlüssigen Ausgang‹ vor – ein Wohlgefühl, das Aickman seinen Leserinnen und Lesern unerbittlich vorenthält. Das, was in Aickmans Erzählungen nicht vollständig erklärt wird, beschäftigt Menschen mit stärker ausgeprägter Fantasie hingegen oft so sehr, dass sie die Geschichten wiederholt lesen, um nach Schlüsseln und Hinweisen Ausschau zu halten. Letztendlich suchen wir nach eigenen Antworten, die auf den gedruckten Seiten nicht zu finden sind, und malen uns aus, was den Protagonisten vor und nach den wenigen Szenen, die Aickman uns anbietet, zugestoßen sein mag. Der Autor hinterlässt bei uns das Gefühl, dass sich hinter der Bühne des Geschehens vielleicht etwas ereignet hat, das ein Schlüssel zur Auflösung der Rätsel sein könnte. Dies sollte jedoch nicht zu der Schlussfolgerung verleiten, dass Aickman das Handwerk des Schriftstellers nicht ausreichend beherrscht und seine Kurzgeschichten deshalb unvollendet lässt oder auf ein ›offenes Ende‹ ausweicht. Er entwickelt jede von ihnen so, dass sie auf einen unabwendbaren Schlusspunkt zusteuert und beim Lesen kein Zweifel an diesem Ausgang aufkommt.

Aickman schrieb über das ›Seltsame‹. Aber da er selbst an übernatürliche Phänomene glaubte, hätte er sich vielleicht als Realisten betrachtet, der erkannt hatte, dass sich im Leben Ereignisse zutragen, für die es keine bequeme Erklärung gibt. Beispielsweise hat noch nie jemand zufriedenstellend aufzeigen können, wieso ein Geist einer bestimmten Person erscheint, einer anderen jedoch nicht. Falls es Geister oder Gespenster gibt, manifestieren sie sich möglicherweise in unserem Unterbewusstsein. Doch genau wie Aickmans Geschichten bietet eine solche Betrachtungsweise keine vollständigen Antworten.

Sicher war Robert Aickman mit dem Werk Arthur Machens vertraut, vielleicht jedoch nicht mit der lateinischen Inschrift auf Machens Grabstein. Der greise walisische Schriftsteller wählte dafür den Spruch *Omnia Exeunt in Mysterium: Alles endet mit einem Geheimnis*. Diese Weisheit hat Aickman in seinen seltsamen Geschichten beherzigt.

SUB ROSA

strange tales

ROBERT AICKMAN

Author of 'Dark Entries' & 'Powers of
Darkness' · Editor of 'Fontana Book of
Great Ghost Stories' Vols I-IV

GOLLANCZ

Umschlag der Erstausgabe von *Sub Rosa*,
London: Gollancz 1968

RAVISSANTE

Ich hatte einen Bekannten, der, ehe ich ihm begegnete, Maler gewesen war, dann jedoch dazu überging, kostspielige Hochglanzbücher über Kunst zusammenzustellen und herauszugeben. Die Art von Kunstbänden, die sich überraschend gut verkaufen, die allerdings niemand, den man kennt, jemals erwirbt oder auch nur durchblättert.

Ich traf den Mann erstmals auf einer Party. Für die Beleuchtung des sehr modern eingerichteten Zimmers sorgten nur wenige billige Lampen mit grellem Licht, die in Metallfassungen angebracht waren. Der Mann wirkte schüchtern und geistesabwesend und blieb in einer düsteren Ecke stehen. Er trug einen hellblauen Anzug, ein Hemd in dunklerem Blau und eine ziemlich schöne blauschwarze Krawatte. Er sah sehr beweglich und schlank aus. Als ich zu ihm hinüberging, fiel mir auf, dass er einen schmalen, länglichen Schädel und glattes dunkles Haar hatte. Im Nacken war es zu einer scharfen waagerechten Linie geschoren. Ich bemerkte auch, dass eine Frau bei ihm war, die ich vorher nicht beachtet hatte. Als sie in mein Blickfeld geriet, stellte ich fest, dass sie ziemlich seltsam gekleidet war. Dennoch sprach ich die beiden an.

Zu meiner Verblüffung war ich ihnen offenbar willkommen. Der Mann sagte irgendwas Triviales

darüber, dass er fast niemanden der Gäste kenne, und stellte mir die fast unsichtbare Frau als seine Gattin vor. Danach unterhielt er sich weiterhin lebhaft mit mir, allerdings leicht nervös, als wollte er seine Anwesenheit unter so vielen Fremden überspielen. Immer noch vor mir stehend erzählte er mir, er habe das Malen zugunsten der Publikation von Kunstbüchern aufgegeben.

»Mir wurde nämlich bald klar, dass ich nicht damit rechnen konnte, meine Gemälde zu verkaufen«, sagte er, oder etwas von ähnlicher Bedeutung. »Dazu sind sie zu abwegig.« Dieser sonderbar abwertende Ausdruck blieb mir sofort im Gedächtnis, dessen bin ich mir gewiss. Er erwähnte keine Einzelheiten, sprach jedoch über die Honorare, die er für seine farbenprächtig illustrierte Handelsware erhielt.

Natürlich habe ich auch selbst hin und wieder etwas geschrieben, und die Summen, die er nannte, kamen mir recht hoch vor. Ich verkniff mir die Bemerkung, dass es gerade die ungelesenen Bücher sind, die gute Tantiemen einbringen. (Immerhin verkaufen sich die modernen Übersetzungen der *Ilias* und der *Odyssee* angeblich in Auflagen von 100.000 Exemplaren. Und die Bibel ist eindeutig Jahr für Jahr der Bestseller aller Bücher.)

Stattdessen äußerte ich, sein Leben sei wegen all der Reisen und all des Schönen, das es dabei zu sehen gab, sicher interessant. Er stimmte liebenswürdig zu und nahm sich einen weiteren Martini von einem Tablett, das jemand herumreichte.

Danach beschrieb er ausführlich seine letzte Geschäftsreise. Sie hatte ihn zu irgendeinem Ort in

Mittelamerika geführt, wo es seltsame Wandmalereien gab – wunderbare Motive für Farbfotografien. Er sagte, er hoffe, er habe mich nicht gelangweilt.

»Keineswegs«, erwiderte ich.

Die ganze Zeit über hatte seine Ehefrau geschwiegen. Das erwähne ich nur, weil es mir auffiel. Ich will damit nicht andeuten, dass sie sich langweilte. Vielleicht hörte sie ihm sogar begeistert zu. Schließlich kann Schweigen beides bedeuten. In ihrem Fall fand ich nie heraus, was dahintersteckte.

Sie war noch schlanker als er. Soweit ich sehen konnte, hatte sie dunkelblonde Haare, die im Nacken zu einem Knoten geschlungen waren, ein blasses längliches Gesicht, genau wie ihr Mann, und sie trug, wie erwähnt, etwas seltsame dunkle Kleidung. Bei ihm verwunderte mich die kaum ausgeprägte Nase.

Schließlich luden die beiden mich ein, sie in ihrer Wohnung in Battersea zum Abendessen zu besuchen, was ich versprach.

Wohlgermerkt nenne ich hier keine Namen. Das halte ich für am besten, da der Mann in dieser Hinsicht sehr diskret war, wie später deutlich werden wird. Außerdem schloss ich mit dem Paar keine enge Freundschaft. Doch ein Aspekt dieser Beziehung muss mir wohl wichtig gewesen sein. In ihrer Wohnung in Battersea (die nur teilweise Ausblick auf den Park bot) hingen einige Gemälde des Mannes, die entfernte Ähnlichkeit mit den einst umstrittenen letzten Werken des verstorbenen Charles Sims hatten. Oberflächlich betrachtet wirkten sie verworren oder sogar von Wahnsinn geprägt. Doch wenn man sie länger ansah, fragte man sich, ob der Maler nicht in Wirklichkeit tiefer

geschürft und einen Durchbruch zu einer verborgenen und beängstigenden Ordnung erzielt hatte.

Die Titel einiger von Sims' Gemälden, etwa ›Siehe, ich bin in deine Handfläche eingeritzt‹ oder ›Bin ich nicht das Licht im Abgrund?‹, hätten auch zu den Werken des Mannes in Battersea gepasst. Doch seine Bilder trugen keine Titel. Meiner Meinung nach nicht nur, weil das nicht mehr als zeitgemäß galt, sondern eher deswegen, weil er seine Arbeiten offenbar nicht als verkäufliche Kunstwerke einschätzte.

»Ich habe festgestellt, dass ich nicht das malen kann, was Menschen vielleicht kaufen möchten«, erklärte er lächelnd. Seine Frau, die erneut merkwürdig gekleidet auf einem harten Stuhl saß, sagte nichts.

Wegen der wechselhaften Moden auf dem Kunstmarkt konnte ich mir eigentlich durchaus vorstellen, dass auch diese eigenartigen Gemälde Käufer finden würden, wenn auch aus offensichtlich falschen Gründen. Ich teilte den beiden mit, dass die Bilder zu den stärksten und aufregendsten Werken zählten, die ich je gesehen hätte. Und das meinte ich ehrlich, obwohl ihre Ausführung in gewisser Hinsicht nicht professionell wirkte.

Ich weiß nicht, ob es mir zugesagt hätte, so wie die beiden von solchen Gemälden umgeben zu wohnen, aber das steht hier nicht zur Debatte. Möglich, dass ich ihre Anzahl überschätzt habe. Meinem Eindruck nach hingen drei dieser rätselhaften Werke, alle ziemlich groß, im Wohnzimmer, vier im Schlafzimmer des Ehepaars (in das man mich zur Besichtigung führte), eines im kleinen Gästezimmer und ein weiteres Bild im Bad. Da der Maler sie nicht als ernsthafte Kunstwerke

einschätzte, waren sie sehr nachlässig gerahmt und bildeten an den Wänden ein buntes Durcheinander mit gerahmten Druckfahnen der Kunstbücher – alle hergestellt mit den modernsten Reproduktionsverfahren.

Ich besuchte das Paar mehrmals zum Abendessen, insgesamt vielleicht sechs oder sieben Mal, und erwiderte diese Einladungen, indem ich die beiden im Londoner Automobilclub bewirtete. Mit seinen Restaurants und Bars war der Club für einen solchen Zweck besser geeignet als meine Junggesellenwohnung in Richmond.

Die Abendessen in Battersea verliefen immer nach ähnlichem Muster: Mein Gastgeber bestritt die meisten Gespräche allein, während seine sonderbar gekleidete Frau von Mal zu Mal weniger zu reden schien. Das Essen, das sie zubereitete, war ganz in Ordnung, wenn auch ein bisschen fantasielos. Die beiden waren überaus umsichtige Gastgeber. Daraus und aus anderen Beobachtungen schloss ich, dass sie nur selten Gäste hatten. Vielleicht war das Problem, dass diesen Begegnungen der Zauber fehlte. Eigentlich hätte der Maler solcher Gemälde doch irgendetwas Interessantes zu sagen haben müssen. Doch alles, was er äußerte – und das war nicht wenig –, empfand ich als leicht enttäuschend. Er schien sich über meinen Besuch zu freuen und ließ mich nur ungern ziehen. Er war jedoch völlig unfähig, die ihn umgebenden Mauern zu durchbrechen. Vermutlich schotteten sie ihn von anderen Menschen ab, so sehr er auch dagegen hämmerte. Und wie man sich denken kann, war seine Frau, soweit ich es beurteilen konnte, dabei keine große Hilfe. Menschliche Beziehungen sind auf so absonderliche Weise

undurchschaubar, dass man sie nie mit Gewissheit einschätzen kann.

Jedenfalls muss ich leider sagen, dass unsere Bekanntschaft nach und nach fast oder sogar ganz einschloß. Das zog sich lange hin, dafür sorgte ich. Fast von Anfang an spürte ich, dass ein schnelleres Vorgehen allzu schmerzhaft gewesen wäre, vielleicht sogar zu einem Streit geführt hätte. Da ich wusste, was ich damit in Gang setzte, kappte ich die Verbindung nur sehr behutsam. Das empfand ich zwar als etwas traurig, aber weder der Mann noch seine Frau hatten mich oder etwas in meinem Inneren berührt.

Absterbende Beziehungen beendet man am besten so geschickt wie möglich, ehe sie sich allzu negativ auf die persönliche Situation auswirken und die eigene Lebensfreude unnötig beeinträchtigen. Wenn man Partys besucht oder bei anderen Gelegenheiten unbekanntem Leuten begegnet, muss man häufig, ob man will oder nicht, einen gewissen Schutzwall errichten. Einen ähnlichen Schutzwall brauchen Menschen, wenn sie sich gezwungen sehen, Tiere zu töten, da sie sich nicht nur von Äpfeln und Nüssen ernähren können.

Allerdings brach die Verbindung zu dem Paar aus Battersea nie gänzlich ab. Vier Jahre nach meiner letzten Begegnung mit beiden, wie ich anhand meines Terminkalenders feststellte, und zwei Jahre nachdem das Ehepaar und ich die letzten Weihnachtskarten ausgetauscht hatten, erhielt ich einen Brief von einer Anwaltskanzlei. Mittlerweile war ich von Richmond nach Highgate umgezogen.

Der Brief besagte, mein Bekannter aus Battersea sei gestorben (»nach langer Krankheit«, hatten die

Anwälte hinzugefügt) und habe mich gemeinsam mit seiner Ehefrau zum Nachlassverwalter bestimmt. Natürlich hörte ich zum ersten Mal davon. Es gebe ein Vermächtnis, von dem der Erblasser gehofft habe, ich würde es akzeptieren. Mein Erbteil belaufe sich auf 100 englische Pfund. Ich muss gestehen, mein erster Gedanke war, dass diese Summe im Testament sicher in einer Zeit festgelegt worden war, als die englische Währung noch höher im Kurs stand. Als Letztes bat man mich in dem Brief, so schnell wie möglich Verbindung mit der Anwaltskanzlei oder der Ehefrau ihres Klienten aufzunehmen.

Leicht seufzend setzte ich in dem Büro, in dem ich vor meiner Heirat arbeitete, ein Beleidsschreiben auf und schlug den Anwälten in einem Nachsatz so taktvoll wie möglich vor, einen Abend für das erste Treffen der Nachlassverwalter festzulegen. Unverzüglich kam die Antwort. In äußerst knapper Form wurde mir für mein Schreiben gedankt und der folgende Abend für die Besprechung vorgeschlagen. Ich verschob eine Verabredung mit meiner Verlobten und fuhr noch einmal nach Battersea.

Die Ehefrau des Verstorbenen, mit der gemeinsam ich den Nachlass verwalten sollte, trug nicht mehr die ungewöhnliche Kleidung, die sie früher bevorzugt hatte, sondern ein unauffälliges, sehr schlichtes Kleid, das wohl aus irgendeinem Kettenladen stammte. Vielleicht war das ihre Reaktion auf die bis vor Kurzem herrschende Konvention, dass Trauernde Schwarz zu tragen hätten. In jeder anderen Hinsicht konnte ich keine Veränderung an ihr erkennen. Sie wirkte nicht so, als wäre sie an ihrem Kummer zerbrochen, und

nicht einmal innerlich aufgewühlt. Sie redete kaum mehr als früher. Ich versuchte, die Todesursache ihres Ehemanns herauszufinden, erhielt jedoch keine klare Antwort. Deshalb nahm ich an, dass er an einer der üblichen schweren Krankheiten gestorben war.

Die Witwe teilte mir mit, ich müsse mich nicht selbst um alles kümmern. Sie werde erledigen, was zu erledigen sei, und ich könne mich einfach am Schluss einschalten.

Als ich erwähnte, dass ein Testamentsvollstrecker Einblick in eine Ausfertigung des Letzten Willens nehmen sollte, reichte sie mir wortlos das Original, das im Zimmer gelegen hatte. Die Bestimmungen waren sehr einfach gehalten. Der Leichnam sollte eingäschert und der ganze Besitz der Ehefrau des Verstorbenen hinterlassen werden, ausgenommen meine 100 englischen Pfund. Außerdem sollten alle Gemälde des Erblassers der Britischen Nationalgalerie angeboten werden. Falls die Nationalgalerie dieses Angebot ablehne, seien die Gemälde einer langen Liste anderer Kunstmuseen anzubieten – mindestens zehn oder zwölf. Wenn auch keines der Museen die Gemälde erwerben wollte, sollten sie verbrannt werden.

Sofort wurde mir klar, warum man mich in die Regelung des Nachlasses einbezogen hatte. Seit dem Brief der Anwaltskanzlei hatte ich schon Schlimmes geahnt. Jetzt war ich entsetzt.

»Keine Sorge«, beruhigte mich die Witwe und lächelte schwach. »Ich habe mich selbst um alles gekümmert, als mein Mann noch lebte. Keiner der vorgeschlagenen Abnehmer wollte die Gemälde auch nur mit einer Zange anfassen.«

»Aber als Testamentsvollstrecker kann ich es doch nicht einfach dabei belassen!«

»Sehen Sie sich deren Briefe an.« Sie reichte mir einen Papierstapel. »Setzen Sie sich und lesen Sie die Briefe.« Sie selbst zog sich wieder auf ihren harten Stuhl zurück. Halb beobachtete sie mich, während ich las, halb wandte sie den Blick ab, beschäftigte sich jedoch nicht mit anderen Dingen.

Ich war der Meinung, ich könnte die Angelegenheit genauso gut sofort regeln. Also verglich ich die Absender der Briefe mit den im Testament genannten Kunstmuseen. Alle Briefe enthielten Absagen. Manche waren höflich und sich entschuldigend abgefasst, andere nicht.

Die Korrespondenz erstreckte sich über weit mehr als die letzten zwölf Monate. Viele im öffentlichen Dienst Beschäftigte brauchen lange dazu, Entscheidungen zu treffen, und noch länger, sich verbindlich zu äußern.

»Wusste Ihr Mann davon?«, fragte ich.

Auch auf diese Frage erhielt ich keine klare Antwort. Sie lächelte nur, und auch dieses Lächeln deutete sie nur an. Ich tat mich schwer damit, sie zu einer Antwort zu drängen.

»Keine Sorge«, wiederholte sie. »Ich werde die Verbrennung der Bilder veranlassen.«

»Aber wollen *Sie* die Bilder denn nicht behalten?«, rief ich aus. »Vielleicht haben Sie mit ihnen schon so lange gelebt, dass sie Ihnen allzu vertraut sind, aber sie sind wirklich bemerkenswert.«

»Als Testamentsvollstrecker müssen wir doch sicher seinen Letzten Willen berücksichtigen?«, gab sie zu bedenken.

»Soweit es die gesetzlichen Regelungen betrifft, bin ich mir sicher, dass Sie die Bilder behalten dürften.«

»Würden *Sie* die Bilder gern nehmen? Es gibt noch hundert weitere, die in Kingston gelagert sind«, fügte sie hinzu.

»Mir fehlt schlicht der Platz, so leid es mir tut. Jetzt und auch zukünftig. Ich würde gern *eines* der Gemälde nehmen, falls ich darf.«

»So viele Sie möchten. Wollen Sie auch die Manuskripte haben? Sie sind alle in dem Koffer.«

Es war ein abgenutzter grüner Koffer, der an der Wand stand.

Es lag wohl an ihrer unerfreulichen Gleichgültigkeit, dass ich zustimmte. Mir war klar, was mit den Manuskripten geschehen würde, wenn ich sie nicht an mich nahm. Und mir missfiel der Gedanke, dass das dokumentierte Leben dieses Mannes genau wie sein Leichnam in Flammen aufgehen würde.

»Wann ist die Bestattung?«, erkundigte ich mich.

»Morgen, aber nur im engsten Kreis.«

Ich fragte mich, wo sich der Leichnam befand. Im Schlafzimmer des Paares? Im kleinen Gästezimmer? In irgendeiner Leichenhalle?

»Wir haben beide nicht an Gott geglaubt.«

Nach meinen Erfahrungen mit ihr war es das erste Mal, dass sie von sich aus etwas derart Grundlegendes äußerte, so negativ es auch sein mochte.

Ich sah mir die Gemälde an, einschließlich desjenigen, das ich für mich bereits ausgewählt hatte. Sie sagte nichts Weiteres. Natürlich hatte ihr Ehemann die Gemälde vor vielen Jahren geschaffen, vielleicht bevor er seine spätere Ehefrau kennengelernt hatte.

Sie bot mir weder eine Tasse Kaffee an noch half sie mir dabei, das Gemälde, das ich ausgesucht hatte, zu verpacken und den schweren Koffer die vielen Treppenstufen, wie sie in den Wohnblöcken Batterseas üblich sind, hinunterzubefördern.

Als ich nach Hause fuhr, ging mir durch den Kopf, dass mein Legat als Testamentsvollstrecker angesichts der vielen damit verbundenen Arbeit durchaus angemessen war. Das Gemälde habe ich seitdem überallhin mitgenommen. Jetzt hängt es bei mir zu Hause in dem Raum neben dem früheren Kinderzimmer. Oft gehe ich hinein und betrachte es bei günstigem Licht mehrere Minuten lang.

Der Koffer enthielt die nachlässig und fehlerhaft getippten Manuskripte der Kunstbücher, die der Maler offenbar direkt in die Maschine gehauen hatte. Sie waren voller Korrekturen in unterschiedlichen Farben, doch das war mir egal. Ich hatte sowieso nie vorgehabt, sie zu lesen. Trotzdem habe ich sie nicht weggeworfen. Sie befinden sich jetzt auf meinem Dachboden, immer noch in dem grünen Koffer mit den Aufklebern, die aus den Zeiten der Diktatur Mussolinis in Italien stammen.

In diesem geringen Ausmaß hat meine oberflächliche Bekanntschaft mit dem Maler die Jahre überdauert. Vermutlich hatte er das Gefühl, irgendetwas mit mir gemein zu haben, sonst hätte er mich nicht zu seinem Testamentsvollstrecker bestimmt.

Aber der Koffer enthielt noch etwas anderes: einen ziemlich kurzen persönlichen Bericht, getippt auf großen Blättern gewellten ausländischen Papiers, zusammengehalten von einem mittlerweile porösen dicken Gummiband.

Die vorangegangenen Seiten habe ich verfasst, um zu erklären, wie dieser sonderbare und so persönliche Bericht in meine Hände geriet und wie ich dazu kam, ihn zu veröffentlichen.

Die Eigentümlichkeiten des Lebens kommen mir immer wichtiger vor, gerade deswegen, weil zunehmend so getan wird, als verlief das Leben nach Plan, wäre vorhersehbar und kontrollierbar. Und statt »Eigentümlichkeiten« könnte man natürlich genauso gut »Geheimnisse« schreiben.

Wie das Testament besagt, steht das Honorar bei einer Veröffentlichung des Berichts der Witwe zu, die eindeutig das Urheberrecht besitzt. Ich merke hier an, dass sie es lediglich geltend machen muss. Doch wenn ich an den letzten Abend vor der Bestattung ihres Mannes denke, weiß ich nicht, ob sie das jemals tun wird. Wir werden sehen. Das Übrige überlasse ich den folgenden Worten meines armen Bekannten.

Gestern bin ich von einer dreiwöchigen Reise nach Belgien zurückgekehrt. Dort hatte ich ein Erlebnis, das mich tief beeindruckt hat. Vielleicht hat es sogar meine ganze Lebensanschauung verändert. Es liegt mir auf der Seele, wie man so sagt. Jedenfalls spüre ich, dass ich dieses Erlebnis wohl nie vergessen werde. Allerdings habe ich auch die Erfahrung gemacht, dass die Erinnerung sich stets weit vom tatsächlichen Geschehen entfernt. Deshalb ergreife ich die erste Gelegenheit, möglichst viele Einzelheiten, an die ich mich erinnern kann und die mir wichtig vorkommen, schriftlich festzuhalten.

Nur sechs Tage sind seit dem Erlebnis vergangen, doch mir ist klar, dass es bereits große Lücken gibt, die

ich durch meine Vorstellungskraft überbrücke, außerdem auch unbewusste Verzerrungen zugunsten von Schlüssigkeit und Wirkung. Vielleicht ist es schade, dass ich diese Aufzeichnungen nicht machen konnte, als ich mich noch in Brüssel aufhielt, es war mir jedoch unmöglich. Nicht nur fehlte mir die Zeit, sondern wohl mehr noch der Drang dazu, wie die Menschen es mir oft unterstellen. Außerdem spürte ich, dass ich unter einem Bann stand. Während ich allein in meinem Zimmer saß, hatte ich das Gefühl, es könnte etwas Entsetzliches, Beängstigendes geschehen, sollte ich versuchen, alles niederzuschreiben.

Die Fahrt über den Ärmelkanal löste den Bann weitgehend, aber die physischen Empfindungen blieben. Nach wie vor sehe ich jene sonderbaren Kreaturen vor mir und höre Madame A.s krächzende Stimme. Wenn ich darüber nachdenke, stelle ich fest, dass ich auch jetzt noch Angst habe, meine Erlebnisse in Brüssel aufzuschreiben. Aber wie damals üben sie eine überwältigende Anziehungskraft auf mich aus und fesseln mich im wahrsten Sinne des Wortes.

Da vielleicht andere Menschen diesen Bericht lesen werden, wenn auch in ferner Zukunft, will ich ein paar grundlegende Angaben zu meiner Person machen. Ich bin Maler, 26 Jahre alt, so alt wie der Maler Richard Parkes Bonington, als er starb. Jährlich verfüge ich über ein Einkommen von etwa 300 englischen Pfund, deshalb kann ich malen, was mich interessiert – zumindest solange ich allein lebe. Diese Situation gefällt mir durchaus, allerdings scheint sie alle meine Bekannten zu beunruhigen. Bislang hatte ich sehr wenig Umgang mit Frauen, vor allem deswegen, weil ich glaube,

kaum etwas anbieten zu können, das Frauen anzieht. Außerdem verabscheue ich das Konkurrenzverhalten zwischen Männern und Frauen. Es wäre mir zuwider, wenn mich eine Frau bemitleidet. Umgekehrt möchte ich auch keine Beziehung haben, in der ich die Frau bemitleiden muss.

Aber ich will mich auch nicht auf eine Frau einlassen, die für den Kampf zwischen den Geschlechtern nicht attraktiv genug und deshalb Männern wie mir zugänglich ist. Sie sollte sehr schön sein. Dieser Wunsch mag daran liegen, dass ich Künstler bin. Offenbar begehre ich nur Frauen, die mich ihrerseits nicht wollen. Ich kann nicht behaupten, dass mir dieses Problem gleichgültig ist. Doch nach dem, was ich gelesen und gehört habe, wundert es mich, dass es mich nicht stärker belastet.

Wie ich festgestellt habe, fällt es mir nicht schwer, solche Probleme schriftlich festzuhalten. Im Gegenteil: Es sagt mir zu. Ich glaube, ich könnte eine lange Geschichte über mein Gefühlsleben schreiben, was hier allerdings fehl am Platze wäre, denn meiner Meinung nach habe ich schon alles Nötige dazu gesagt. Ich muss einen Mittelweg finden, einerseits die eigenen Gedanken zu klären und andererseits fremden Menschen gewisse Fakten mitzuteilen. Ich stelle mir dabei vor, dass nur ich und Unbekannte diesen Bericht lesen, falls ich ihn fertigstelle. Ich möchte nicht, dass ihn jemand liest, der mir nahesteht – wenn es einen solchen Menschen überhaupt gibt. Ich bezweifle, dass es jemals einen solchen Menschen geben wird. Das ängstigt mich manchmal, doch zugleich beruhigt es mich auch.